

**Hubertus Büschel, Hilfe zur Selbsthilfe. Deutsche Entwicklungsarbeit in Afrika 1960–1975 (Globalgeschichte, Bd. 16), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2014, 646 S., kart. und E-Book, 56,00 € beziehungsweise 49,99 €.**

Die Geschichte von Entwicklungspolitik ist zu einem ernst zu nehmenden und vielversprechenden Feld der internationalen und globalen Geschichtsschreibung geworden. Bislang dominierten Länderstudien, Institutionengeschichten und Arbeiten, die sich kritisch mit handlungsleitenden Doktrinen der Entwicklungspolitik auseinandersetzen. Hubertus Büschel gelingt es, dieses Spektrum wesentlich zu erweitern. Seine Studie spannt einen breiten Bogen vom deutsch-deutschen Systemvergleich über die transnationale Analyse von Experten, der Produktion und Zirkulation von Wissen und Praktiken hin zur Rekonstruktion einzelner Entwicklungsprojekte in ländlichen Regionen Afrikas. Er konzipiert verwobene Geschichten, die in der gleichgewichtigen Berücksichtigung von Mikro-, Meso- und Makroebene die „Entwicklungsarbeit“ afrikanischer und europäischer Akteure und Institutionen auf bislang unerreichte Weise untersuchen. Mittels dichter Beschreibungen, faszinierender Quellenfunde und kluger Interpretation gelingt es Büschel, die Forderung einer empirisch gesättigten und multiperspektivischen Globalgeschichte einzulösen. Das ist eine große Leistung.

Diese Leistung angemessen zu würdigen, macht Büschel der Leserin und dem Leser allerdings nicht ganz leicht. Statt 533 Seiten Text hätten wohl auch 350 Seiten gereicht. Dem ersten Drittel hätte ein gründliches Lektorat gutgetan. Theoretische Reflexionen auf hohem Niveau, untermauert durch den Rekurs auf die Geistesgrößen der Kulturtheorie, sind gelehrt, wirken bisweilen aber auch belehrend. Der häufige Gebrauch indirekter Rede, eine mitunter überbordende Detailfreude und Wiederholungen mögen aus methodischer Sicht verständlich sein, lassen jedoch nur phasenweise ein wirkliches Lesevergnügen aufkommen.

Die Studie ist in drei Teile gegliedert: das Konzept, die Praktiker und die Praxis. Zunächst entfaltet Büschel die Bedeutung des Konzepts „Hilfe zur Selbsthilfe“. Es bezeichnete eine Form der Zusammenarbeit, in der idealiter „Selbstbestimmung und Eigenbeteiligung“ (S. 81) die Entwicklungsarbeit prägte. Ideell speiste sich das Konzept aus verschiedenen Wurzeln, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichten und im spätkolonialen britischen *community development* und in der französischen *Animation rurale* Konkretisierungen erfahren hatten. Nach dem Zweiten Weltkrieg bediente sich auch das Point-IV-Programm und die Technische Hilfe der Vereinten Nationen des Konzepts als handlungsleitende Vorstellung postkolonialer Entwicklungspolitik. Wie amorph dieses Konzept war, zeigt Büschel anschaulich an den unterschiedlichen Annahmen deutscher und afrikanischer Entwicklungsexperten über die Agenten der Entwicklung und über die Erwartungen, die mit dem Konzept verbunden wurden. Deutsche Entwicklungsexperten meinten, das Konzept sei deshalb zielführend, weil es dazu diene, vermeintliche bäuerliche Traditionen zu konservieren, und half, eine gewissermaßen organische Entwicklung zu gewährleisten, die Bauern vor den Verwerfungen der Moderne schützte. Afrikanische Entwicklungsexperten erkannten in der Hilfe zur Selbsthilfe dagegen eine selbstbestimmte Modernisierung, die durchaus mit tradierten Praktiken und Machtverhältnissen aufräumen sollte. Ebenso interessant ist der Vergleich mit der ostdeutschen Internationalen Solidarität, in der die Vorstellung eines „kameradschaftlichen Kollektivs“ ostdeutscher und afrikanischer Entwicklungsarbeiter im Vordergrund stand (S. 57).

Der zweite Teil befasst sich mit den Experten und Institutionen der Entwicklungsarbeit. Die deutsch-deutschen „Experten der Zukunft“ (so Erhard Eppler, zitiert nach S. 198) mochten Ingenieure, Agrarwissenschaftler oder Techniker sein, gefragt waren vor allem ihre Soft Skills, insbesondere die Fähigkeit zur interkulturellen Kommunikation. Ihre afrikanischen Counterparts kamen vorwiegend aus der spätkolonialen Verwaltung. Hierarchische Vorstellungen bestimmten die Entwicklungsarbeit der Experten. Ob rassistisch motiviert, wie im deutsch-deutschen Fall, oder in Schemata von arm/reich, gebil-

det/ungebildet, urban/ländlich denkende Afrikaner: Experten einte Vorurteile über ländliche Bevölkerungen. Dies habe, so Büschel, in vielen Fällen auf entscheidende Weise zum Scheitern von Entwicklungsprojekten beigetragen. Mangelnde Fähigkeit zur interkulturellen Kommunikation seitens der Experten führte Mitte der 1960er-Jahre zu der Entscheidung, verstärkt junge Erwachsene für die Entwicklungsarbeit zu rekrutieren (sowohl in Deutschland als auch in Afrika), wobei das amerikanische *Peace Corps* Pate stand. Der konsequente deutsch-deutsch-afrikanische Vergleich und die genaue Analyse von Gemeinsamkeiten und Unterschieden in der Ausbildung, Auswahl, dem Selbstverständnis und den Anforderungen der Experten machen diesen Teil so faszinierend und überraschend. Hier breitet Büschel sein afrikanisches Archivmaterial aus, hier bietet er grundlegende Einsichten in die Dynamik postkolonialer Entwicklungsarbeit und von *nation building*.

Im dritten Teil, „die Praxis“, geht es um die Konkretisierung des Konzepts „Hilfe zur Selbsthilfe“ und um das Wirken der Experten. Anhand von drei Projekten in Togo, Kamerun und auf Sansibar sowie einem Kapitel zu den Ujamaa-Dörfern in Tansania seziert Büschel die Hoffnungen und Enttäuschungen, Pläne und Praktiken von Entwicklungsarbeit auf der Mikroebene. Hier ist viel und nicht zu Unrecht von Gewalt die Rede. Hilfe zur Selbsthilfe als Konzept stieß an seine Grenzen, weil sich die zu Entwickelnden wehrten, zu Zwangsarbeit herangezogen wurden oder lokale Machtdynamiken Pläne zerschlugen. Dies ist eine Geschichte des Scheiterns und der „Desillusionierung“ (S. 530). Büschel macht dafür vier Widersprüche verantwortlich, die dem Konzept der Hilfe zur Selbsthilfe immanent waren: 1. das Bemühen, das zu planen und zu kontrollieren, „was streng genommen nicht geplant werden sollte“ (S. 531); 2. der Vorrang der Expertenpläne vor den Wünschen von Afrikanern; 3. die Herausforderungen interkultureller Kommunikation und das Unvermögen, diese in Konfliktsituationen aufrechtzuerhalten, und 4. die Tendenz, die Ressourcen von Armen zu stark zu beanspruchen.

Mit Büschels Studie liegt nun erstmals eine umfassende, vergleichende Verflechtungsgeschichte von Entwicklungspolitik in den langen 1960er-Jahren aus globalhistorischer Perspektive vor. Was mir an diesem Narrativ ländlicher Entwicklungspolitik in Afrika fehlt, ist die Kontextualisierung. In welcher Spannung stand Hilfe zur Selbsthilfe im ländlichen Raum zum *urban bias* der Entwicklungspolitik, zu Industrialisierung und Förderung von Infrastruktur? Folgte die deutsch-deutsche und internationale Entwicklungsarbeit in anderen Regionen der Erde den gleichen Prämissen? Warum wird die Geschichte von Entwicklungspolitik der langen 1960er-Jahre primär als eine Geschichte der Modernisierung geschrieben, und welchen Stellenwert kann das Konzept der Hilfe zur Selbsthilfe darin einnehmen? Warum endet diese Geschichte der Hilfe zur Selbsthilfe Anfang der 1970er-Jahre? Warum führte eine Geschichte des Scheiterns in den 1970er-Jahren zu einer massiven Ausweitung der internationalen Entwicklungshilfe? Wie verhält es sich mit der im Grunde von Büschel vielfach selbst widerlegten Aussage, es sei „nicht davon auszugehen, dass Theorien überhaupt in der Praxis der Entwicklungsarbeit umgesetzt wurden“ (S. 374)? Es spricht für die Qualität der Studie, wenn sie auch Fragen aufwirft. In der Geschichte der Entwicklungspolitik bleibt es also spannend!

Marc Frey, München

#### Zitierempfehlung:

Marc Frey: Rezension von: Hubertus Büschel, Hilfe zur Selbsthilfe. Deutsche Entwicklungsarbeit in Afrika 1960–1975 (Globalgeschichte, Bd. 16), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2014, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 55, 2015, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81609>> [19.11.2014].